

# **Ergebnisse der industriearchäologischen Untersuchungen in der St. Antony-Hütte, Oberhausen-Osterfeld**

*Julia Obladen-Kauder*

Wesentlicher Bestandteil der modernen Industriearchäologie ist die Feldforschung. Sie grenzt sich von der Ausgrabung handwerklicher Betriebe dadurch ab, dass es um die Untersuchung von Produktionsanlagen geht, in denen auf Vorrat, unter Einsatz von Maschinen und mittels Arbeitsteilung Massenerzeugnisse hergestellt wurden. Im Ansatz vergleichbares gab es zwar schon in römischer Zeit – man denke an die Kalkbrennereien, Ziegeleien oder Töpfereien, Bergwerke und Steinbrüche – gemeint ist aber unverwechselbar die Erforschung von Fabrikanlagen aus der Zeit der industriellen Revolution mit ihren modernen Technologien. In diesem Zusammenhang stellten die Ausgrabungen in den Jahren 2006-2008 im Kernbereich der St. Antony-Hütte eine große Chance für die lokale Neuzeitarchäologie dar. Ziel der Untersuchungen war, Umfang und Qualität des Bodendenkmals zu prüfen, um die Ausgrabungsbefunde bei gutem Erhaltungszustand gegebenenfalls langfristig im Original präsentieren zu können.

Die älteste Eisenhütte des Ruhrgebiets hatte ihren Standort im heutigen Oberhausener Stadtteil Osterfeld. Drei wichtige Faktoren bestimmten Mitte des 18. Jahrhunderts die Platzwahl: Zunächst gab es in der Umgebung reichhaltige Eisenerzvorkommen. Der Hüttengründer, der Münsteraner Domherr Franz-Ferdinand von Wenge, hatte sich schon früh um die Abbaukonzession dieses wichtigen Rohstoffes bemüht. Er erhielt die begehrte Erlaubnis für das Gebiet zwischen Lippe und Emscher im Vest Recklinghausen durch die kurkölnische Hofkammer in Bonn am 25. Februar 1741. Zwei Jahre später erfolgte bereits die Ausweitung auf das Gebiet im preußischen Holten. Zweiter Faktor war der in unmittelbarer Nähe vorüber fließende Elpenbach, der ausreichend Gefälle besaß, um ein Wasserrad für das Gebläse des Hochofens betreiben zu können. Schließlich und drittens gab es im Umfeld damals noch große Wälder, deren Baumbestand von den ortsansässigen Köhlern für die benötigte Holzkohleherstellung zur Feuerung des Hochofens genutzt wurde. Einzig Kalk, den man als Zuschlag zur Verringerung des Erzschmelzpunktes verwendete, musste aus größeren Entfernungen herantransportiert werden.

Die St. Antony-Hütte, in der Gebrauchsgüter, wie gusseiserne Töpfe und Pfannen, aber auch Kanonenkugeln hergestellt wurden, hatte zwischen 1857, als der erste Hochofen angeblasen wurde, und ihrer Schließung im Jahre 1877 eine äußerst wechselvolle Geschichte. So erfolgte 1821 wegen vermehrter Absatzschwierigkeiten die Einstellung der Produktion und die Einrichtung einer Papierfabrik, die sich über sechs Jahre hinweg hielt. 1827 wurde der Hüttenbetrieb reaktiviert, bis er 1843 endgültig aufgegeben wurde. Danach verblieb noch die Eisengießerei. Bedingt durch die unterschiedliche Nutzung und wirtschaftliche Entwicklung erfuhr die St. Antony-Hütte in den 12 Jahrzehnten ihres Bestehens also viele Aus- und Umbauten, die in unterschiedlichen Grund- und Detailplänen bzw. Ansichten und Fotos festgehalten sind. Das Ausgrabungspersonal konnte demnach vor Beginn der Untersuchungen relativ sicher sein, dass die archäologischen Befunde sehr komplex sein würden,

sofern die Fundamente und Teile des aufgehende Mauerwerks nicht völlig zurückgebaut worden waren.

Insgesamt wurde eine Fläche von rund 730 m<sup>2</sup> im Kernbereich der einstigen Eisenhütte untersucht bzw. etwa 2000 m<sup>3</sup> Erdreich bewegt und abtransportiert. Es kamen erwartungsgemäß zahlreiche Fundamente zutage, die dank der alten, detailgenauen Pläne der Gießerei, dem Gebläseraum und Kessel- bzw. Maschinenhaus aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zugeordnet werden konnten. Die Gießerei ist durch zahlreiche, jüngere Einbauten in kleinere Räumlichkeiten unterteilt. Eine funktionsbezogene Interpretation lassen die Befunde leider nicht zu. Der Gebläseraum ist durch spätere Einbauten – unter anderem einen diagonal verlaufenden, eingewölbten Abzugsschacht – stark überprägt. Der lang-gestreckte Kesselraum beherbergte ursprünglich mindestens einen von zwei vorgesehenen, etwa 7,50 Meter langen, liegenden Kesseln für ein Dampfgebläse. Die technischen Einbauten im Maschinenraum, z. B. die beiden Schwungräder und der Zylinder der Dampfmaschine, waren nach der Schließung der Hütte in den 1870er Jahren komplett entfernt worden. Das Bindeglied zwischen den Anlagen der Dampfmaschine und der großen Gießereihalle bildeten zwei Kupolöfen, von denen ein rundes, im Durchmesser knapp 2 Meter großes Fundament noch vollständig freigelegt werden konnte.

Wie komplex die Stratigraphie ist, zeigte sich noch im Frühjahr 2008, als sich unterhalb von Gebläseraum und Kessel- bzw. Maschinenhaus aus der Mitte des 19. Jh. die Fundamente einer weiteren, massiven Hochofenanlage abzeichneten. Die Freilegung erbrachte ein massives, quadratisches Ziegelmauerwerk von rund 11,20 Meter Kantenlänge, das an den Seiten jeweils eine trapezoide Einbuchtung aufweist. Im Innern liegt ein kreisförmiger, Kanal. Unterhalb des quadratischen Baukörpers verlaufen in Kreuzform weitere, mit Tonnengewölbe versehene Ziegelkanäle. Vergleiche mit ähnlichen, zeitgleichen Konstruktionen lassen die Deutung der Anlage als Grundriss eines Kokshochofens zu. Bisher lassen sich allerdings leider keine konkreten Spuren der Nutzung nachweisen, so dass die Vermutung nahe liegt, dass der Hochofen nie in Betrieb genommen wurde.

Kaum eine der Baustrukturen auf der Ausgrabungsfläche lässt sich eindeutig mit der Papierfabrikation in Verbindung setzen. Es gibt so gut wie kein Fundament, das auf geeignete Becken schließen lässt, in denen natürliche Zellstoffe gewässert oder sekundäre Zellstoffe wie Leinentextilien („Lumpen“) einem Fäulnisprozess unterzogen wurden. Einzig die Wasserzufuhr, die man zum Betreiben des Stampfwerks zur Zerfaserung des Zellstoffs benötigte, war durch einen bereits für die Verhüttung genutzten Kanal gewährleistet. Durch ihn querte das aus dem Stausee abfließende Wasser das Gießhaus und er hat im oberen Teil das Wasserrad zum Antrieb des Hochofens beherbergt.

Da sich die Fundamente bzw. das Mauerwerk der einstigen Eisenhütte in einem guten Zustand zeigen, fiel im Herbst 2007 die Entscheidung zugunsten einer musealen Dauerausstellung. Geplant ist die Einrichtung eines „Industriearchäologischen Parks“, in dem die Originalbefunde, die noch mittels einer Überdachung gegen unbillige Witterungseinflüsse geschützt werden müssen, einem interessierten Publikum zugänglich gemacht werden.

**Quellen:** Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv Köln, Bestand GHH (Gutehoffnungshütte).

**Literatur:** – J. OBLADEN-KAUDER, Die St. Antony-Hütte in Oberhausen-Osterfeld – Wiege der Ruhrindustrie. Arch. Rheinland 2006 (2007)199-201;– DIES., Wo im Ruhrgebiet alles begann. Archäologie in Deutschland 3/2008, 20-21; DIES., Mit Spaten und Spitzhacke – Der Boden gibt seine Geheimnisse preis. In: Landschaftsverband Rheinland (Hrsg.), St. Antony – Die Wiege der Ruhrindustrie, Münster 2008, 125-125-130.